

That's Germany

Amerikanische Rentner erleben Berlin
Wochenpost | 1996

Von Tegel bis Zoo sind es zwanzig Minuten, vorausgesetzt, der Busfahrer kennt den Weg und die Straßen sind leer. Siebzehn Rentnerköpfe drehen sich wie an Fäden gezogen abwechselnd nach links und rechts, bestaunen die gelbe Fassade des Charlottenburger Schlosses und sind nicht weniger begeistert über die erste Burger King-Filiale. Aber, where is the Kudamm?

Beim Abendbrot in der Hotelbar sind die Gäste voller Erwartung. Ich verteile die Programmmappen – das Resultat ist eine Schar klappernder Brillengestelle. Ah, Stadtrundfahrt, very good. Museumsinsel, what's that? Und fünf Opernbesuche, just great. Daß darunter auch zwei Wagner-Vorstellungen sind, wird jedoch mit gemischten Gefühlen aufgenommen.

Ich stelle mich vor. Ich lebe seit 1980 in Berlin und bin – ich vermeide eine direkte Übersetzung des Elderhostel-Wortes group leader – Euer Begleiter für die kommenden zehn Tage ... Wie es denn früher war, unterbricht mich ein beleibter, vornehm gekleideter Herr mit Halbglatze, der sich den anderen als The Very Reverend Mr. Coombs vorgestellt hat. Mit früher meint er natürlich before the Wall came down. Da hatten wir mehr Sonne im November, antworte ich, und fülle ihm sein Weinglas.

58 LEBEN

R E I S E N

1. Februar 1996 | Wochenpost Nr. 52

That's Germany!

BERLIN Sie kommen aus Amerika, sind über sechzig und neugierig auf Berlin. Elderhostel, eine Bildungsorganisation für Senioren, hat die Reise gemangelt. Ein junger Wahlberliner betreut die Gäste. Er lernt, die Stadt mit ihren Augen zu sehen



Der Nachmittag hat eine Neighbourhood walk tour auf dem Programm. Bona fide folgt mir ein Zug regenschirmbewaffneter Gestalten die Meinekestraße hinauf. Gegen das nieselige Wetter setze ich romantische Anekdoten aus Brandenburgs Vergangenheit. Erstes Ziel ist die Gedächtniskirche, doch die ist montags zu. Warum der Kudamm plötzlich Tauentzienstraße heißt, wird gefragt. Wahrscheinlich gingen ihnen die Hausnummern aus, entgegne ich, um überhaupt was zu sagen. This is as good an answer as any, nicken sie beifällig, und die Stimmung hebt sich. Im EuropaCenter weise ich auf die grünkugelige Wasseruhr, kann aber weder deren Wirkungsprinzip erklären noch warum sie zu dieser Zeit auf halb elf steht.

Basisdemokratisch wird anschließend auf supper entschieden. Es dauert seine Zeit, bis wir in einem der überfüllten Cafés Platz finden. Nach mehrmaliger Konsultation des Obers bestellt sich die halbe Gruppe Berliner Weiße. Aber, fragen sie belustigt, warum ist das Zeug rot und grün? Beim zweiten Halt – vor dem BVG-Kiosk am Zoo – empfehle ich den Kauf einer 7-Tage-Karte. Angestregtes Rechnen ist die Folge. Dann halte ich für ein paar Minuten ein Dutzend triefender Regenschirme im Arm.

Wegen des schlechten Wetters verkürzen wir die festgelegte Route und biegen nach Besichtigung des Theaters des Westens – gehört das zum KaDeWe? – in die Fasanenstraße. Das „Kempinski“ ist das berühmteste Quartier Berlins, lobe ich den Prunkbau. Um meinen Fauxpas wieder wettzumachen, ergänze ich: natürlich dicht gefolgt von unserem Hotel.

Die kleine Gruppe entpuppt sich schon auf diesem ersten Rundgang als Hort verschiedenster Charaktere. Die Frau des Reverends, Mrs. Coombs, hat in wisconsinscher Uner-schrockenheit ihre frisch beröteten Lippen

der Witterung ausgesetzt und findet den Weg durchs Citygewühl mit Contenance. Ein aufgeräumter Mr. DeBlasio anvertraut mir hinter vorgehaltener Hand, daß er schon das drittemal mit Elderhostel in Berlin ist. Als Co-Autor der Fernsehserie „Denver“ habe er keine Probleme, die Warteliste zu umgehen. Aber bitte ... sein Zeigefinger legt sich auf die grinsenden Lippen. Dann sind da noch die Eheleute Semmel, die sich stets ein wenig abseits halten und zu meinen Erklärungen freundlich-skeptische Gesichter machen. Den Vogel allerdings schießt Mr. Bender ab, ein strammer, glatzköpfiger Mittsechziger, der gern vom Bürgerkrieg erzählt und den ich daher zackig mit Colonel anrede. Er wird es mir bei passender Gelegenheit heimzahlen.

Gelegenheit zu politischer Rückschau bietet sich am folgenden Morgen, der mit einer Vorlesung über die wechselvolle Geschichte Berlins beginnt. Einem kleingewachsenen Briten, der seit den Frühsechzigern in der Stadt lebt und sich als Mr. Golz von der FU einführt, gelingt, woran Geschichtsbücher oft scheitern: die Entwicklung der Stadt als atemberaubend spannendes Ereignis darzustellen. Den Alten Fritz in seiner Rührigkeit macht er uns richtig sympathisch; aufschlußreich ist auch seine Sicht auf das besatzungsrechtliche Tauziehen nach 1945, und warum es die Anmaßungen eines Walter Ulbricht ermöglichte. Und dann bin ich fast ein wenig stolz, obwohl ich ja nichts dafür kann, daß noch vor den Tschechen und den Ungarn es im Juni 1953 meine Landsleute waren, die sich zum ersten Aufstand gegen das kommunistische Regiment erhoben.

Amerikanische Hände füllen Notizblätter mit deutscher Geschichte. Eine hebt sich zögernd. Mit zittriger, nur langsam an Festigkeit gewinnender Stimme schildert der New Yorker Erich Hirschfeld, wie er 1934 als 16jähriger mit seiner Familie Deutschland auf Umwegen verließ, nachdem sein Vater, der Jahre zuvor in seiner Funktion als Richter einen gewissen Herrn Hitler in München zu einer mehrwöchigen Haftstrafe verurteilt

hatte, nach dessen Machtergreifung kurzzeitig inhaftiert und nur eines Irrtums wegen frei gekommen war. Der Sohn kehrte nie nach Hause zurück. Während eines Zwischenstopps auf dem Frankfurter Flughafen vor ein paar Jahren weigerte er sich, auch nur die Maschine zu verlassen. Erst als ein Münchener Historiker ein Buch über seinen Vater zu schreiben begann und ihn um Material bat, vermochte der junge Hirschfeld seine Angst zu überwinden. Dies hier ist seine erste Begegnung mit Deutschland seit jener Zeit. Er hat seine Frau Ruth mitgebracht. 61 Jahre sind vergangen. Beide sind sehr aufgeregt.

Die kommende halbe Stunde ist der deutschen Spaltung gewidmet. So wie München mit dem Oktoberfest und Hamburg mit der Reeperbahn gleichgesetzt wird, bildet für Amerikaner die Berliner Mauer das auf immer unverrückbare Wahrzeichen der deutschen Hauptstadt. Unbegreiflich ist es ihnen, daß die Berliner das damals hingenommen haben, sich 28 Jahre mit der Trennung abfanden – bis zu der dramatischen Nacht des 9. November 1989. Fragende Blicke treffen mich, dabei habe ich den Mauerbau verpaßt: meine Eltern waren einander noch nicht begegnet. Aber beim Fall des Monstrums war ich zur Stelle. Und ich schildere, so plastisch es geht, die letzten Stunden der innerstädtischen Grenze. Wonderful, kommt es flüsternd aus den überseeischen Mündern, just amazing. Fast kann ich es greifen, ihr Anteilnehmen, ihre Freude. Vielleicht hätten sie ja auch gerne eine Mauer gehabt, irgendwo in Nevada, wo es keinem so richtig weh getan hätte. Um sie dann fäusteschwenkend einzureißen.

Abends gibt es „La Tosca“ in der Staatsoper. Meine Schützlinge tragen schon beim Dinner festliche Garderobe und vergessen, die Nasen über den Sauerkohl zu rümpfen.

„Prima Klima“ heißt es in trendigem Rosa auf spiegelglattem Silber, der Reisebus ist viel zu geräumig für die kleine Gesellschaft: Paßt der auch hindurch, sorgt sich die voluminöse Ms. Salzano. Selbstverständlich, verspreche

ich, und der Fahrer tut uns den Gefallen: Für den Rest der zehn Tage entlastet er die Entlastungsstraße und rollt, wann immer es machbar ist, durchs Brandenburger Tor. Dafür ist man schließlich über den großen Teich gekommen.

Daß Berlin – seit dem Fall der Mauer mit vielem doppelt versorgt – derer drei Opernhäuser besitzt, hat sich inzwischen herumgesprochen. Daß die Staatsoper so überwältigend prachtvoll und jeder ihrer Stühle mit rotem Samt bezogen ist, ruft noch mehr Bewunderung hervor; einen derartigen Glanz strahlt nicht mal die Metropolitan in New York aus. Am überraschendsten aber ist, daß ein deutsches Opernhaus im Jahre 1995 auch künstlerisch zu überzeugen vermag – damit hat man wirklich nicht gerechnet. Von wegen Euro trash, wie man in den Staaten etwas spöttisch die hierzulande üblichen Adaptionen klassischer Kunstwerke bezeichnet. Grand Opera wurde geboten, ist man sich einig. Aufgewühlt und ein wenig überumpelt gehen siebzehn Amerikaner nach der Vorstellung auf ein Bier und testen das Reinheitsgebot. Ihre Augen glänzen.

Der Fernsehturm ragt konturlos über den grauen Alexanderplatz. Herr Golz erzählt eine unwahrscheinlich anmutende Geschichte. Aber als sich genau im richtigen Moment die Sonne für einen Moment durch die Wolken stiehlt, sieht man es tatsächlich: ein goldglänzendes Kreuz schimmert auf der gläsernen Kugel – Gott ist größer als Stalin und Honecker.

Im Schneckentempo schiebt sich der Bus durch die Baustellen von Mitte. Vorbei am restaurierten Checkpoint Charlie geht es quer durch die Kreuzberger Inselstadt und dann zurück auf Ostberliner Gebiet. Endlich braucht man nicht mehr dumm nach der Mauer zu fragen. Das Geschichtsreservat East Side Gallery zieht minutenlang am Fenster vorbei: stumm und etwas verwahrlost. Mr. DeBlasio kritzelt in seinem Notizbuch.

Ortstermin am Bebelplatz. Das Mahnmal für die Bücherverbrennungen der Nazis ist so einfallsreich wie effektiv: Die unterirdischen,

leeren Regale aus weißgetünchtem Holz wirken wie klinische Katakomben. Der Reverend hat sich auf ein langstieliges, fahrradsattelartiges Gebilde gesetzt und balanciert beim Gucken sein Gewicht.

Mr. Golz ist ein informierter Zugereister. Seine Erklärungen sind knapp, prägnant und erstaunlich unparteiisch. Manchmal allerdings, wenn er sich zu sehr seiner britischen Wurzeln erinnert, ist in seinem Umgang mit der Gruppe ein gewisser aristokratischer Abstand zu spüren. Ihren Dank nimmt er dennoch lächelnd entgegen, bevor er sich auf seinem Fahrrad davonmacht.

Später beklagt sich Mrs. Orth bei mir: Mr. Golz habe viel zuviel Gewicht auf die jüdische Vergangenheit der Stadt gelegt, die Synagoge in der Oranienburger hätte man sich sparen und dafür einen Blick auf das Olympiastadion werfen sollen. Dabei kneifen sich ihre hellen Fischaugen zu Schlitzen.

Am dritten Tag fühlen sich meine Amerikaner kompetent genug. Die Wochentickets in der Manteltasche, wollen sie die Stadt im Alleingang erobern. Ich teile vorsorglich bunte Citypläne aus und mahne meine Schützlinge zur Vorsicht: Don't get lost, ask the Berliners! – Yes, Sir! schreit der Colonel, knallt die Hacken zusammen und strahlt über das ganze blanke Gesicht bei dieser Aktion.

Am Abend nehme ich die Katastrophenmeldungen entgegen: Ms. Boyajian wurde von zwei attraktiven Zigeunerinnen unweit der Gedächtniskirche ihrer Scheckkarte entledigt. Aber das sei halb so schlimm, winkt sie ab, die Deutschen nähmen eh nur Cash. Außerdem ist ihre Geheimnummer fünfstellig und damit für hiesige Geldautomaten eine Überforderung.

Die Jacobsons haben den Weg zurück nicht gefunden. Keiner versteht hier Zoo Station, klagen sie. Und auf dem Bahnsteig wäre nur „Gleis 1“ angeschlagen gewesen, aber sie wollten ja nicht nach Gleis 1. Im Hotel wartet eine weitere böse Überraschung auf die beiden: Jemand hat einen Plastebeutel mit gebrauchten Socken aus ihrem Zimmer gestoh-

len. Ob ich nicht ... Ich kann. Das alles aber ist nichts gegen das Ungemach, welches die Coombs ereilt hat: Es gibt keine Restrooms in Berlin. Keine was? Meinen sie etwa ... – Yes, exactly. No restrooms, what a shame. Die runden Technoklos haben sie für Litfaßsäulen gehalten. Dafür entdeckten sie den Bus 100. Der verkehrt anscheinend überall. Sehr nützlich. Vor allem, wenn man oben und ganz vorn sitzt. Sie sind bis zur Endstation am Mont Klamott gefahren und haben sich dort nicht aus dem Bus getraut. Der Fahrer hat sie rausgeschmissen und fünf Minuten später wieder aufgelesen: That's Germany!

Nach dem Dinner steht Rote Grütze mit Sahne auf dem Tisch, dafür ist die Vorsuppe ausgefallen. Alles laut Plan, beruhige ich meine Gäste. Einen Tag gibt's Salat, den nächsten Suppe, am dritten Dessert. Dann geht es wieder von vorne los. Auch das ist Deutschland.

Fast entsteht so etwas wie Routine: Morgens ist Vorlesung, abends wartet die Oper. Die Zusammensetzung der Gruppe ist homogen: gehobener weißer Mittelstand. Die meisten sind ehemalige Hochschuldozenten oder Musiklehrer. Sie lassen sich so leicht nichts vormachen. Kupfers Kulissenkarussell ist auf Skepsis gestoßen. Aber das innige Spiel der Protagonisten in der Komischen Oper hat sie wieder versöhnt, oder war es der Zauber von Mozarts Flöte?

Je einen halben Tag hat Elderhostel für den Besuch des Pergamon- und des Musikinstrumenten-Museums eingeplant. Mit der S-Bahn geht es vom Savignyplatz Richtung Osten. Ausgerechnet im Trubel des Einsteigens fragt mich Mrs. Haines nach dem Weg zum Schloß Charlottenburg. Unbewegt starrt sie auf ihre kleine Stadtkarte, der Schaffner brüllt „Zrickleim!“ – fast stoße ich die kleine Frau in den Wagen, dann knallen die Türen zu. Geschafft!

Immer wieder warten die Amerikaner mit kindlicher Freude auf den Moment, in dem der Zug die Ex-border durchbricht. War der Bahnhof Friedrichstraße damals Osten oder

Westen? – Beides, eigentlich. Je nachdem, wohin man wollte.

Auf der Museumsinsel verliert sich die Gruppe an den weltlichen Altären der Zivilisation. Diese Artefakte müssen eine existentielle Grunderfahrung für Menschen sein, deren Kultur nur wenig länger als zweihundert Jahre besteht.

Draußen werden wir rücksichtslos in die Jetztzeit zurückgeholt: Sind die vielen kleinen Löcher in den umliegenden Gebäuden etwa Geschoßnarben? Mr. Haines nickt. Er war hier, in Berlin, 1945, wenige Tage, nachdem er in der amerikanischen Uniform das KZ Sachsenhausen befreit hatte. Eine dieser Kugeln könnte ihm gegolten haben, sagt er und zuckt mit den Schultern. Seine Frau lehnt sich an ihn. An der Haltestelle fragt mich Mr. Coombs, ob die rotgeziegelte Kirche da drüben katholisch sei. Die sähe ich auch zum ersten Mal, antworte ich entschuldigend. Zwischen uns und dem Bauwerk türmt sich ein Schuttberg – die kläglichen Reste des ehemaligen ostdeutschen Außenministeriums.

Der Bus rollt mit sechsminütiger Verspätung an und ist proppevoll. „Ein bißchen Beeilung die Herrschaften!“ brüllt der Fahrer in sein Mikro. What's he saying, Sweetie? fragt Ms. Salzano und legt mir ihre beringte Hand auf den Arm. – Er wünscht allen eine gute Fahrt, gewissermaßen, sage ich. – Oh, that's nice.

Dem Reichstag kann man durch das Busfenster kaum unters Dach gucken. Mrs. Semmel erkundigt sich, ob ich einen gewissen Michael Cullin kenne, ihr Cousin und seit langem in Berlin ansässig. – Nein, nie gehört. Was macht der denn hier? – You see, der Mann hat vor 24 Jahren eine gewisse Postkarte an Christo geschickt.

In einem Seitenflügel der Philharmonie schlummert, ein wenig versteckt, das Musikinstrumenten-Museum. Der hauseigene Museumsführer führt uns eine erkleckliche Anzahl mittelalterlicher Spielinstrumente vor und lädt auch die Gruppe zum Musizieren. Mrs. Coombs zielt sich ein wenig, dann aber

legt sie einen sauberen Yankee Doodle auf dem Spinett hin.

Freitagnachmittag: Umsonst habe ich meine schwerfüßigen Gäste zur Eile angetrieben, wir stehen fünf Minuten zu spät am Hintereingang der Deutschen Oper. Muß der Kulissenbesuch nun ausfallen? Ich bitte den schiefgesichtigen Pförtner, unsere Unpünktlichkeit zu entschuldigen und Frau Maidowski herbeizuholen. – Das wird wohl nichts, sagt er genüßlich. Die Kollegin hat eine Viertelstunde gewartet und ist bereits wieder oben.

Ich mache den katastrophalen Fehler, ihn zu bitten, doch nicht so unfreundlich zu gucken und die Kollegin anzurufen. Er explodiert fast in seinem Kabuff und schnauzt mich an, was ich mir überhaupt einbilde. Die Reisegruppe steht daneben und guckt höflich auf den Bürgersteig. Nichts passiert. Mein Herz rast. Noch einmal trete ich an das kleine Sichtfenster, schlucke meinen Stolz hinunter und entschuldige mich dafür, daß ich existiere. Aber könne er den siebzehn Leutchen da nicht ihre kleine Führung ermöglichen? Endlich greift er zum Hörer, zwei Minuten später öffnet sich die Tür.

Nach dem Kulissengang kann uns abends das inszenierte Brimborium zu Wagners „Götterdämmerung“ nicht mehr täuschen. Wir wissen, daß jeglicher Marmor Kunststoff ist. Allerdings haben schon im Vorfeld einige meiner Opernfreunde ihre Karten zurückgegeben – des Meisters Monumentalkunst bringe für sie die Saiten des finsternen Deutschlands zum Klingen. Aber nicht nur die Hirschfelds fehlen. Auch die Orths wollten von den Nibelungen nichts wissen und sind ins Konzerthaus am Gendarmenmarkt gefahren.

Langsam beginne ich, Berlin mit den Augen meiner Besucher zu sehen. Und bin überrascht, wie vielfältig und interessant die Stadt plötzlich ist. Auch ohne Mauer und Todesstreifen. Es ist, als ob ich endlich eine Brille mit der richtigen Sehschärfe trage.

Die Einsamkeit des Hotelzimmers und das zwiespältige Gefühl, Gast im eigenen Land zu

sein, treiben mich hinaus auf die Straße. In einer der zahllosen Kudamm-Bars bestelle ich ein Bier und mache Hausaufgaben. Die Fragen der Amerikaner sind so endlos wie vielschichtig: Warum heißt der Kurfürstendamm so und nicht anders? Hat das was mit den brandenburgischen Markgrafen oder dem Heiligen Römischen Reich zu tun? Was geschah mit dem Pergamon-Tempel während des Krieges? Wie war das tägliche Leben zur Zeit der Luftbrücke? Gibt man Trinkgeld und wieviel? Wie heißt die Busstation am Gropius-Bau? Seit wann gibt es in Deutschland Truthahn zu essen? – I'll check for you, my friends.

Plötzlich steht Mr. Orth an meinem Tisch. Ob er sich setzen dürfe. Er bestellt Kaffee und beginnt, von seiner CD-Sammlung zu schwärmen. Dann wechselt er das Thema. Er bedankt sich für das wunderbare Programm und bittet mich, seine Frau nicht falsch zu verstehen. Sie meine es nicht so. Seine kleinen Augen wandern unruhig hin und her, und ich habe das Gefühl, daß er nicht sehr glücklich ist.

Am vorletzten Tag bittet mich Mr. Hirschfeld, ihn und seine Frau Ruth zur Gedenkstätte Wannsee zu begleiten. Sie hätten Angst, allein dorthin zu fahren, wobei nicht klar zu erkennen ist, worauf sich diese Angst bezieht. Eigentlich müßte ich absagen: meine Instruktion lautet, stets für die ganze Gruppe erreichbar zu sein. Mr. Hirschfeld dreht seinen Hut in der Hand und lächelt scheu.

Die Villa, in der Anfang 1942 die berüchtigte Wannsee-Konferenz abgehalten wurde, ist von einem Eisenzaun umgeben. Ich muß in ein Mikrofon sprechen, dann erst öffnet sich die Pforte. An den Wänden im Inneren des Hauses hängen Lesetafeln und Fotografien, die das Grauen jener Jahre sichtbar machen. Die Hirschfelds haben ihre Brillen aufgesetzt und gehen lautlos von Bild zu Bild. Dabei halten sie sich an den



mittlerweile 400 Menschenlage und keine Lösung	48
Verhalten: Es laßt der Affe. Der Mensch redet statt dessen	50
LEBEN	
Journal – mit Wetterbericht Immobilien: Wer reißt für die Insel, kann sich beim Hamburger Händler Farhad Vaid eine Kunden Computer: Contentdienst per Internet. Die erste Online-Pfarrerin	52
AUSSERDEM	
Ritze Laserbriefe/Impressum Der Spätkon Berlin Hören & Sehen Gerichtsreportage	46 51 52 53 54
Berlin, gesehen mit den Augen amerikanischer Touristen	58

Händen. Vor einem Foto bleiben sie sehr lange stehen. Ein junges Mädchen, zwölf vielleicht, lächelt einen SS-Offizier an. Der hat eine Pistole in der Hand und schreit etwas. Ein Gedanke kommt mir: Was, wenn die Hirschfelds das Mädchen kennen. Mein Magen krampft sich zusammen, meine Knie beginnen zu zittern. Aber dann gehen die beiden weiter.

Auf dem Weg zum Hotel fällt Ruth meine Blässe auf. Sie drückt kurz meine Hand und sagt, daß sie beide froh sind, nach Berlin gekommen zu sein. – Aber, setze ich an. Doch sie lächelt und sagt: Nein, ihr seid doch eine andere Generation.

Das Farewell Dinner vereint die Gruppe zum Abschlußabend. Jetzt wird Tacheles geredet, doch keiner ist enttäuscht von Berlin. Selbst diejenigen, die vorrangig der Musik wegen gekommen waren, haben sich in die Stadt verliebt. Well, ein wenig mehr Mauer hätte man schon stehen lassen können, sagen sie bedauernd. Der in die Erde eingelassene Metallstreifen ist eine gute Idee, aber kein Ersatz. Man kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß die Freiheit nicht umsonst ist.

Es hat den Anschein, als habe dieses sonderbare Land im Herzen Europas für die Amerikaner ein Teil seiner unzugänglichen Fremdheit verloren. Eigentlich ist ja alles ziemlich normal hier, konstatieren sie erfreut, auch wenn sie nur schwer nachvollziehen können, warum ein Paar Levi's soviel kostet wie drei Opernkarten. Immerhin hat man es gelernt, die Tücken des deutschen Alltags zu meistern. Tetrapacks werden ohne Kleckern aufgerissen, die Sektkorken fliegen im richtigen Winkel. Ich händige die Participation

certificates aus und alles ist alright: Die Jacobsens haben ihre Socken zurückbekommen, ein übereifriges Zimmermädchen hatte die Dinger in die Reinigung gegeben. Mr. Bender hat eine russische Offiziersmütze aufgetrieben, die er mir neckend über die Ohren stülpt. Die Coombs und die Orths haben festgestellt, daß sie gemeinsame Bekannte in Ohio haben. Ms. Boyajian schließlich hat sich auf den erlittenen Schreck mit der Kreditkarte einen großen, rotbekronten Marzipanbären gegönnt.

Was aber war das beste an Berlin? Kollektives Schulterzucken. Everything, I guess, ruft Ms. Salzano. Especially the deutsche Gründlichkeit, ergänzt Mr. Semmel und nippt am Becher.

Nur dreizehn Amerikaner ziehen am nächsten Morgen Richtung Tegel. Mr. Haines wird mit seiner Frau nach Weimar fahren und von dort in die Tschechei. Die Jacobsons haben Fahrkarten nach Salzburg gelöst.

Am Flughafen besorge ich Kofferwagen und dirigiere uns durchs Gedränge. Der Check in hat begonnen. Schweren Herzens schüttele ich Hände und erhalte Einladungen zu Uncle Sam.

Gerade will ich gehen, da löst sich jemand aus der Schlange. Es ist Mr. Kolman, ein kleiner, unauffälliger Mann, der immer stillschweigend meine Rechtschreibfehler auf der Tagestafel korrigiert hatte. Jetzt schenkt er mir seine BVG-Wochenkarte. Sie ist ungestempelt. Ich wurde weggestoßen, sagt er entschuldigend, und dann hab ich es gelesen.

Ich starre auf das Papier. Aber schon steht er wieder in der Reihe und faltet sein Flugticket auseinander.

www.meyer-schreibt.de

